

DIE SCHWEIZ VOR DER EUROPÄISCHEN WIRKLICHKEIT

Über ein Thema wie «Die Schweiz vor der europäischen Wirklichkeit» wird man alle paar Jahre anders sprechen. Nicht nur die Probleme sind immer wieder andere; auch die Tonart wechselt, und die Stimmung. Wenn man sich für einen Augenblick um 25, 30 oder 35 Jahre zurückversetzt, ertappt man sich sogleich bei der Überzeugung, es sei 1943 oder 1938 oder 1933 leichter gewesen als heute, Bescheid zu wissen, wie die Schweiz der europäischen Umwelt gegenüber sich verhalten mußte, und es habe damals innerhalb der Nation über diese Dinge beinahe völlige Einigkeit geherrscht. Jene Zeiten – 1933, 1938 und noch 1943 – waren zwar schwerer als heute, aber die Orientierung und die Selbsterkenntnis fielen der Nation leichter. Wenn man auf Drohung und Verlockung von außen richtig reagierte, war alles in Ordnung. Man konnte sich auf die Stimme des Gewissens verlassen oder einfach auf die alten nationalen Instinkte; beide sagten dasselbe zur Zeit und zur Umwelt, nämlich: Nein.

Ein paar Jahre vorher, als der Beitritt zum Völkerbund zur Diskussion stand, konnte man nicht auf den Instinkt und auf die Stimme des Gewissens abstellen. Den einen befahl das Gewissen den Beitritt; zahlreichere folgten dem Instinkt, der nach dem Draußenbleiben drängte. Wenn der Kleinstaat von bösen Mächtigen umgeben ist, weiß er, was fällig ist. Bedrohung weckt den Zorn; das macht auch den Kleinen zäh und seiner selbst sicher. Schwieriger ist es, wenn die Großen um ihn herum nicht gegeneinander drücken, sondern miteinander in die Zukunft drängen. Wie man sich den Aggressionen gegenüber verhält, weiß man hierzulande; wie aber soll man

sich zum Progressiven einstellen, das neu und fremd ist? Das ist die Frage, die uns heute beschäftigen muß. Wenn wir über die Grenzen des Kleinstaates hinausblicken, sehen wir eine Fülle von Entwicklungen, von denen ein Teil auch für uns möglich wäre – statthaft, denkbar, vielleicht sogar empfehlenswert. Das macht Schwierigkeiten. Ja zu sagen zu etwas jenseits der Grenzen, fällt der Generation, die vor nicht so langer Zeit die Jasager als Kolaborateure mit Fug ächtete, nicht so leicht. Diese Generation neigt wohl teilweise noch immer zu der Meinung, die Landesgrenze trenne das, was man selbstverständlich bejaht, von dem drüben, wozu man im Prinzip gescheiter nein sagt. 1933 oder 1943 war diese Auffassung gegeben und völlig richtig. Die Lage, in der sich die Schweiz heute vorfindet, ist nun aber offenbar so komplex und neuartig, daß man sich nicht einfach aufs Alte/Gute berufen und zum bewährten Nein gegenüber dem Neuen greifen kann. Wir dürfen uns von der nächsten Generation nicht beschuldigen lassen, wir hätten die Zeichen der Zeit nicht zu lesen gewußt, weil wir auf das Phantom der schweizerischen Unabhängigkeit gestarrt und die Überzeugung vom «Sonderfall Schweiz» wie ein Brett vor dem Kopf gehabt hätten.

In Hinsicht auf die Frage, wie man sich den großen europäischen Strömungen gegenüber verhalten solle, ist die Nation heute gespalten. Der Riß geht durch die Parteien, Landesteile und Stände hindurch. Viele junge Leute und viele sogenannte Intellektuelle meinen, die neutrale Schweiz müsse schleunigst einen beträchtlichen Nachholbedarf an europäischer Solidarität decken. Man begrüßt die auf ein rasch zu vereinigendes Europa gehenden Strömungen und findet die zögernden Väter, diese «Söhne ja, wie sie St. Jakob sah», mitsamt ihrer geistigen Landesverteidigung eher nur noch komisch. Viele von diesen, den angegriffenen, Vätern ärgern sich umgekehrt ebenso heftig über die geistige Reisläuferei der Jungen,

denen das Mobilmachererlebnis abgehe, und ihre fromme Seele ist bereit, Gott nach wie vor im hehren Vaterland *und nirgendwo sonst* zu ahnen. Im Ernst: das Bild, das man sich von den europäischen Strömungen macht, das Urteil über sie und die Vorstellungen von der notwendigen schweizerischen Haltung ihnen gegenüber sind von Zeitung zu Zeitung und von Publizist zu Publizist verschieden. Wo der eine Licht sieht, sieht der andere Schatten. Den Zusammenschluß Europas, der diesem als Untergang des Kleinstaates erscheint, bezeichnet jener als dessen letzte Chance.

Es liegt auf der Hand, daß in einer Diskussion solcher Art, die sich nur mit der seinerzeitigen Diskussion über den Beitritt der Schweiz zum Völkerbund vergleichen läßt, man mit Schwarz-Weiß-Malerei nicht durchkommt. In der Einstellung zu den Fragen der europäischen Integration (das Wort jetzt im weitesten Sinne genommen) gibt es nicht eine Partei der Klugen und Guten, die einer Partei der Bösen und Dummen gegenübersteht; so einfach ist es nicht. Die Tatsache, daß die materielle Beurteilung der Integration so verschieden ausfallen kann, schließt nicht aus, daß in der Tiefe ein paar Strebungen am Werke sind, von denen sich deshalb zu sprechen lohnt, weil sie dem Verleger und dem Handwerker, dem Industriellen und dem Bauern vielleicht gemeinsam sind und bei deren Einstellung gegenüber der Entwicklung mitspielen.

Wodurch ist diejenige europäische Wirklichkeit gekennzeichnet, durch die wir uns herausgefordert fühlen? Wörter und Namen wie Integration, EWG, EFTA und ähnliche beantworten die Frage nach dem Wesen unseres «défi européen», der Herausforderung der Schweiz durch Europa, nur teilweise. Es sind an diesem provozierenden Komplex «Moderne europäische Wirklichkeit» im Grunde *drei* Dinge zu unterscheiden, von denen jedes einzelne uns auf seine Art fremd ist und zu schaffen macht:

1. Die Tendenz zu immer intensiverer *Zusammenfassung* (Zusammenballung) dessen, was funktionell gleichartig ist. Immer mehr kleine, individuelle Wesenheiten fallen dem Anspruch nach Rationalisierung zum Opfer.

2. Die Bedeutung der *Planung* und der Organisation der *Zukunft*. Die Dinge sollen insbesondere innerhalb der wirtschaftlichen Welt sich nicht mehr nach eigenem Gesetz oder nach Gottes unerforschlichem Ratschluß entwickeln, sondern sie müssen geplant werden. «Morgen» – das soll nicht mehr das nächste Stück verhüllter Zukunft, sondern die logische Folge der Entschlüsse von heute sein.

3. Die Neigung, der geschichtlichen *Vergangenheit* keine Bedeutung zuzumessen. Die Geschichte ist für den rationalen, rationalisierenden, technisch-systematischen Geist nicht interessant. Wer auf sie achtgibt und dem Gewordenen und Irrationalen noch immer seine sentimentale Aufmerksamkeit schenkt, verliert die Energie für die Zukunft.

Die schweizerische Reaktion auf diese Herausforderungen ist komplex. Für die Notwendigkeit, «in größeren Räumen zu denken», findet sich ein gewisses Verständnis. Mit dem Gedanken, zur wirtschaftlichen Integration Europas gehöre außer dem Abbau bestehender Zölle und ähnlicher Hindernisse auch die Disponierung der Zukunft, findet man sich schwerer ab. Vollends negativ reagiert die Mehrzahl der Schweizer auf die Forderung nach Abkehr von der Vergangenheit, auf das diffamierende Klischee, nach dem alles, was vor 1945 gemacht wurde, falsch – weil eng, nationalistisch, nicht europäisch – gewesen sei.

Von den zahllosen logischen, vernunftgemäßen Argumenten pro und contra Aspekte der europäischen Integration kann hier die Rede nicht sein. Das erwartet auch niemand von uns; diese Dinge müssen von den Fachleuten behandelt werden. Aber man darf sagen: Das Pro-

blem der Integration ist mehr als nur die Summe der Sachprobleme, die sich dabei stellen. Die Sachprobleme sehen wir genau; deswegen sind sie nicht das Schwierigste. Anderes sehen wir nicht.

Unsere Haltung gegenüber der Integration (das Wort im weitesten Sinne genommen) ist nicht nur das Ergebnis einer nüchternen Beurteilung der Sachlage. Wenn wir auf die Herausforderungen unserer Zeit antworten – die Herausforderung der EWG oder der UNO oder auch des Nonproliferationsvertrages –, sind wir stärker, als wir es wissen, im Banne von Gefühlen und mächtigen Instinkten. Wir haben unsere Nachbarn gerne im Verdacht, es fehle ihnen – nach den dramatischen Ereignissen des Dritten Reiches, des Weltkrieges, des Verlustes der Kolonialherrschaften und anderen spektakulären Begebnissen – an ruhiger Nüchternheit und Affektfreiheit in der Beurteilung der Weltlage. Wir Schweizer aber, da unser Geist nicht von solchen Umbrüchen in der Vergangenheit verwirrt sei, seien vorurteilsfreier und objektiver als sie. Wir seien überhaupt völlig offen, unvoreingenommen und objektiv.

Tatsächlich ist die Entwicklung der Schweiz seit über hundert Jahren sehr geradlinig verlaufen. Wir haben keine Katastrophen und keinen Krieg erlebt, in denen uns mit der Währung und den Kanonen auch die Grundüberzeugungen und die Leitsätze der Vergangenheit verlorengegangen wären. Das kann man von keinem der Länder um die Schweiz herum sagen. In all diesen Nationen – Deutschland, Italien, Frankreich, Österreich – glaubt die heutige Generation nur noch wenig von dem, was ihren Vätern und Großvätern selbstverständlich, undiskutierbar, vielleicht sogar heilig gewesen war. Wie vieles *gibt* es da überhaupt nicht mehr, was bis vor ein paar Jahrzehnten da war seit Jahrhunderten! Bei uns aber ist alles noch da, was früher da war. Die überwiegende Mehrzahl der heutigen Schweizer glaubt alles,

glaubt an fast alles noch und unerschüttert, woran die Väter und Großväter glaubten. Die jüngere Geschichte der Schweiz zeigt keine dialektischen Richtungsänderungen. Es ist in unserem Lande alles noch etwas umfangreicher, größer, perfektionierter, schneller usw. geworden, als es vordem war. Aber das Alte ist erhalten und kenntlich, auch in den Vermehrungen und Steigerungen. Der Schweizer kennt bis in diese letzten Jahre hinein keine «Krise der Identität». Keinen Zweifel an sich selber. Vor einer krassen Alternative hat sich die Schweiz seit langem nicht mehr gesehen. Das ist einerseits etwas sehr Schönes, und sicher etwas sehr Seltenes. Immer wieder lobt und beneidet man unser Land wegen dieser «ungebrochenen Kontinuität». Aber es ist ein Irrtum zu meinen, eine Nation, deren geschichtliches Leben so glücklich durch Kontinuität ausgezeichnet ist, sei deswegen notwendigerweise auch vorurteilsfreier als andere. Das Gegenteil könnte auch der Fall sein. Woher nehmen wir eigentlich die Sicherheit, mit der wir einen Deutschen oder Österreicher kritisieren, der «nichts gelernt und nichts vergessen» hat, aber einen Schweizer schief ansehen, wenn er der Meinung ist, wir müßten vielleicht das eine und andere Alte vergessen und dafür das eine und andere Neue lernen? Die Seelenruhe, die sich keine Alternativen mehr vorstellen kann und will, ist gefährlich. Problematisch der Zustand, wo man alle Veränderungen als überflüssig und als ungut versteht. Wo man denkt: es könnte doch eigentlich alles bleiben, wie es war und ist – wozu die Unruhe?

Nur am Rande sei auf die sogenannte außerparlamentarische Opposition gegen das «Establishment» hingewiesen, in der solche Fragen lebendig sind. Kennzeichnend für sie ist, daß hier die Kontinuität unserer Geschichte nun umgekehrt geradezu als etwas interpretiert wird, dessen wir uns schlicht zu schämen hätten. Solche Verfehlung der Kontinuität ist wohl nicht geistvoller als ihre

Heiligung. Es liegt auf der Hand, daß die Fragen der europäischen Integration von solch entschiedenen Oppositionellen ebenfalls subjektiv und affektiv behandelt werden. Daß das «Establishment» eher zurückhaltend ist, ist für sie Grund genug, daß man jede Skepsis als spießig und kleinkariert bezeichnet.

Zwischen jener starren Selbstsicherheit der Tradition und diesem prinzipiellen Verwerfen alles dessen, was die Nation bisher etwa liebte und tat, sollte man also nüchtern den Weg suchen.

Dabei hängt nun wohl viel davon ab, ob wir uns unsere romantische Anhänglichkeit an gewisse Traditionen bewußtmachen und jene Nüchternheit, deren wir uns rühmen, tatsächlich erwerben. «Die Schweiz vor der europäischen Wirklichkeit» – wir meinen leicht, das heiße: etwas Bekanntes vor etwas Unbekanntem. Aber das heißt eben wohl auch: etwas Liebgewordenes, daher der Kritik Entzogenes, vor etwas Fremdem, das wir nicht lieben. Es wird also richtig sein, das Liebgewordene genauer zu besehen. Nachzusehen, ob und inwieweit Tradition zum Vorurteil werden kann. Unsere Liebe zu dem, was auf organische Weise kontinuierlich sich entwickelt hat, hat eine Kehrseite: unsere Bereitschaft, allem, was entworfen und gemacht wurde, den Verdacht der Künstlichkeit entgegenzubringen. Ganz offensichtlich haben wir Schweizer eine übermächtige Skepsis gegenüber allem Neuen, das «aus dem Kopf entsprungen» und nicht «aus dem Boden gewachsen» ist. Ich habe vor einem Jahrzehnt darzustellen versucht, wie stark das Leitbild vom «kleinen Kreis» das schweizerische Fühlen und Denken bestimmt. Wir wissen kaum, wie tief unser Glaube gemeinsam ist, etwas, was gut sei und tauglich für die Zukunft, müsse in jedem Fall «von unten nach oben» sich entwickelt haben; es müsse «geworden» sein. «Im Hause muß beginnen, was leuchten soll im Vaterland.» Der Satz stammt von Jeremias Gotthelf; er ist

bezeichnenderweise anonym geworden und wird nach Lust, Laune und Vorliebe des Zitierenden bald auch Pestalozzi oder Gottfried Keller zugeschrieben. Sätze wie dieser sind es, die den Kern einer Mentalität bezeichnen, welche wir etwas ungenau «föderalistisch» nennen; diese wirkt weit über das politische Gebiet hinaus, wo der Ausdruck «Föderalismus» an sich heimatberechtigt ist. Man kann die Macht dieses Instinktes kaum überschätzen, der auf Bevorzugung dessen, was geworden ist, vor dem, was gemacht wurde, geht. Niemand hat ihn eindrücklicher sichtbar gemacht als Jeremias Gotthelf, für den der «Zeitgeist» schlechthin böse war. Alle neue Geschichte führte in seinen Augen vom Alten/Guten weg. Diese Denkweise ist an sich weder gut noch böse. Es ist falsch, wenn der geschworene «Föderalist» meint, es sei immer besser, wachsen zu lassen, als zu konstruieren, und die Dinge sein zu lassen, statt sie zu machen. Es ist aber noch falscher, wenn der gelehrte Oppositionelle und geschworene Progressivist behauptet, neu sei immer besser als alt, Konstruktion immer besser als Entwicklung. Es ist sehr wohl begreiflich, daß der Kleinstaat mißtrauisch ist gegenüber den Ideologien, nach denen die Zukunft «machbar» ist und organisiert werden muß; er ist mit den Prinzipien des langsamen Wachsen- und Werdenlassens besser gefahren und hat einige Male, nicht zuletzt 1933, sich richtig verhalten, als er, gegen große Mehrheiten, das nicht mit-machte, was in den Ländern um uns herum zu machen Mode war.

Aber dieser zurückhaltende Konservatismus darf nicht Monopolcharakter bekommen und sozusagen zur «Staatsreligion» werden. Es ist völlig richtig, daß, wo blind und ins Leere hinaus «konstruiert» wird, der gegensätzliche Gesichtspunkt der organischen Entwicklung ins Spiel gebracht wird. Denn es ist uns durchaus kein soziologisches oder wirtschaftliches, staatliches oder zwischenstaatliches Modell vorstellbar, das nur

dem Prinzip des Machens und gar nicht demjenigen des Gewordenseins Rechnung trüge. So brauchen wir immer neben dem Nationalrat den Ständerat. Aber es ist ein Unterschied, ob wir unser «organisches Denken» dialektisch ins Spiel bringen oder mit ihm die uns nicht genehmen Vorgänge innerhalb und außerhalb unseres Landes von vornherein diffamieren wollen. Es gibt eine Weise, allen Bewegungen, die ideellen Ursprungs sind, im Namen des «organischen Gewordenseins» den Kampf anzusagen, welche so gefährlich ist wie die technokratische Mißachtung der Natur und der Geschichte. Bei allen polaren Sachverhalten ist Einseitigkeit immer verhängnisvoll. Es ist falsch, wenn die raschen Väter die langsamen Mütter mißachteten. Aber es ist auch falsch, wenn «mütterliches» Denken befehlen will, es dürfe nur noch geboren, nicht aber gemacht und gebaut werden.

Diese Skepsis gegenüber dem Neuen, das man *machen* müßte, ist mächtig in unserem Lande. Es ist bezeichnend, wie wir uns unsere Geschichte zurechtlegen, zurechtbiegen nämlich, als ob da nur zartes Hegen und Pflegen organischer Keime gewesen wäre, pflanzliches Wachstum und stille Entwicklung. Ein überschüssig «föderalistisches» Denken vergißt oder will vergessen machen, daß diejenigen nationalen Sachverhalte, auf die wir uns tatsächlich etwas zugute tun dürfen, nicht «gewachsen» sind, sondern zuerst einmal geschaffen werden mußten. Die Verfassung von 1848 ist nicht als Frucht vom Baum der Vergangenheit gepflückt, sondern, als Grundgesetz für eine Willensnation, gemacht worden. Der Wohlstand der schweizerischen Bevölkerung ist die Folge der Arbeitsamkeit des Volkes und der guten Schulung seiner Kader. Die Generation, die in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts den jetzigen Staat schuf, glaubte nicht, Staat und Wirtschaft, Freiheit und Wohlstand seien Gewächse; sie glaubte, alles das müsse erworben und geschaffen werden. Es entsprang demselben

Geiste, daß man schon 1855 das Eidgenössische Polytechnikum schuf, womit der junge kleine Staat, dessen Verfassungstext noch kaum trocken war, kundtat, daß er wirtschaftlich und wissenschaftlich kein Zwergstaat bleiben und kein europäischer Nationalpark werden wolle. Die Zusammensetzung unseres Nationaleinkommens läßt keinen Zweifel übrig: Dank der Arbeit geht es uns gut; nicht dank der Natur oder der Neutralität, wie man es manchmal darstellt. Die Natur allein: da wären wir ein armes Land. Und was die Neutralität anbetrifft: Gewiß könnte man beinahe sagen, seit 1515 «wachse» sie heran, als Bereitschaft des uneinheitlichen Staates, sein fragiles Gefüge den Spannungen zwischen den Nachbarn nicht auszusetzen. Aber auch wenn die Neutralität insoweit etwas «organisch Gewordenes» sein sollte, so hätte dieses Pflänzchen nicht den kleinsten Sturm überlebt, wäre nicht der Wille dazugekommen, das neutrale Land auch wehrhaft zu machen. Erst weil man dies *machte*, hat dasjenige bestehen können, was fast von sich aus langsam entstanden war,

Die Väter unseres Staates waren nicht halb so romantisch und konservativ, wie wir uns heute in der Welt darzustellen lieben. Aus nicht leicht einzusehenden Gründen bauen und kultivieren wir ein idyllisches und durchaus schwindelhaftes «Image» der Schweiz. Daß dieser Trachten-, Jodel- und Alphorn-Zauber das Gemüt der reisenden Fremden erfreut, ist zu begreifen; auf ihren Photosafaris führen ihnen die primitiven Stämme rund um die Welt ihre Riten und Tänze vor. Aber nicht begreifen kann man es, daß die Schweizer so viel Fleiß und Geld aufwenden, um den seit Jahrhunderten überholten Mythos zu konservieren, sie seien ein Volk von Hirten. Jede andere Nation will sich eher moderner und tüchtiger zeigen, als sie vielleicht ist; nur wir scheinen uns unserer Schulen und Werkstätten und Fabriken, der Arbeit und des Fleißes und eventueller Intelligenz zu schämen.

Warum lügen wir der Welt und uns selber vor, wir seien die Lakaien eines Ferienlandes, Rentner des Alpenglühens, und stolz höchstens auf «unsere» Berge? Wir haben offenbar, aus lauter «Treue» zum Alten und Furcht vor dem Neuen, die Gegenwart unseres Landes noch gar nicht bewältigt.

Wir neigen dazu, auf die falschen Dinge stolz zu sein. Nun müssen wir aufpassen, daß uns dieser Mythos nicht den Weg in die Zukunft verstellt. Wer nicht weiß, worauf er stolz sein könnte, traut sich nichts zu.

Wir müssen uns der europäischen Gegenwart also schon im eigenen Lande öffnen. Alle großen innenpolitischen Aufgaben der Schweiz sind Stücke der europäischen Wirklichkeit. Und es gibt in den Ländern um uns herum kaum ein großes Problem, mit dem wir uns nicht auch konfrontiert sähen. Wir müssen in der Schweiz jetzt ein paar Dinge beginnen, für die es in der Vergangenheit keine Ansätze gibt, welche man lediglich perfektionieren könnte; man kann nicht warten, bis die Lösungen von unten her, aus dem «kleinen Kreis», heranwachsen. Immer häufiger werden wir es mit Problemen zu tun haben, die sich im «kleinen Kreis» gar nicht stellen. Da ist nichts mehr zu machen mit dem «Im Hause muß beginnen, was leuchten soll im Vaterland». Die Nationalstraßen zum Beispiel beginnen nicht im Hause; das war ein Übungsstück solcher Art. Die Maturitäts- und Mittelschul-Reform ein anderes. In beiden Fällen hat man den Mut nur teilweise aufgebracht zur Erkenntnis, daß man bei diesen Aufgaben nicht mehr nach dem alten föderalistischen Rezept vorgehen kann: Man höre nur ausdauernd und sorgfältig genug nach unten, so wird das Ganze gut . . .

Föderalistisch ist es, die Gegebenheiten des *geschichtlichen Raumes* sorgfältig wahrzunehmen, in dem etwas geschieht. Diese Sorgfalt muß aber notwendigerweise ergänzt werden durch eine nicht geringere Aufmerksam-

keit für das, was *gleichzeitig in der Welt* vor sich geht. Unter Umständen führt das zu Konflikten, in der Art, daß man sich entscheiden muß, ob man traditionsgetreu oder zeitgemäß handeln will. Das gilt zum Beispiel nun für die Wissenschafts- und Bildungspolitik. Der alte, erföderalistische Satz, daß die Kultur Sache der Kantone sei, beginnt für die Zukunft unseres Landes verhängnisvoll zu werden. Die Subventionierung der «gewordenen» Hochschulen ist ein Anfang. Die Sache kann nur gut kommen, wenn in umfassender, auch die Mittelschulen und die Berufsschulen nicht ausklammernder Weise Wissenschafts- und Bildungspolitik *gemacht* wird. Das Organ, das sie treiben sollte, ist noch nicht genau sichtbar. Ganz sicher aber stehen wir, was das Unterrichtswesen angeht, jetzt an einem Wendepunkt, wo wir erkennen müssen: Entweder bleiben wir der bisherigen, föderalistischen Schulstruktur treu, oder aber wir haben den Mut, uns mit den Nachbarn messen zu wollen. Wenn wir mit dem Blick aufs Ausland und die Art, wie es seine Jugend schult, denken: Was die können, können wir auch!, müssen wir jetzt eine Bildungs-, Schul- und Wissenschaftspolitik inaugrieren, die aus unserer Nation zugunsten unserer Nation auf allen Stufen das Maximum herausholt und des Landes würdig ist, das nicht nur die zartesten Jodler und die höchsten Fahnen-schwinger, sondern, wie es scheint, auch prozentual die meisten Nobelpreisträger hat und für die Qualität seiner Arbeit berühmt war. Was bei der Armee möglich war, sollte auf dem Felde der Schulung und Wissenschaft auch möglich sein. Wir alten Soldaten hatten alle die Pferde gern. Und eine Batterie, die im Galopp auffährt, ist etwas Wunderbares. Von der Kavallerie zu schweigen. Aber die Wahrnehmung der europäischen Wirklichkeit hat halt eines Tages gezeigt, daß man Motoren braucht, wenn eine Landesverteidigung glaubwürdig und nicht nur traditionsstark sein soll.

Auf immer mehr Gebieten erweist es sich, daß die autonomen Regelungen der Regionen und der Nationen modifiziert werden müssen; die technische Entwicklung führt an den verschiedensten Orten zwangsläufig zu den ähnlichsten Lösungen. Man muß, wenn man überleben will, wenn nicht seinen Lebensstil, so doch seine Arbeits- und Leistungsweise denjenigen anpassen, mit denen man in Konkurrenz steht. Das wußte man bei der Bewaffnung immer; es gilt aber auch für das Verkehrswesen, für das Gastgewerbe, für das Handwerk, für die Industrie und für das Bildungswesen. Auf all diesen und einigen anderen Feldern wohnen wir einer Entwicklung bei, die auf das *Zeitgemäße* (das Technisch-Optimale) hinstrebt und die Berücksichtigung der individuellen und regionalen Privatstile in den zweiten Rang versetzt. Es sind kaum Lösungen möglich, die maximal zeitgerecht (modern) und maximal ortsgetreu (die föderalistischen Eigengesetzlichkeiten wärend) wären. Da wird es sich zeigen, ob der Wille zur Zukunft stärker ist als die Treue zum bisher gepflegten, «gewordenen» Stil. Diese gleichen Gefühle und Instinkte, wie sie in der Innenpolitik eine Rolle spielen, kennzeichnen auch unsere Grundhaltung gegenüber der Frage der europäischen Einigung. Auch da würden sehr viele von uns, ginge es nach unserem Kopfe, die Dinge sehr viel lieber werden und wachsen lassen, als sie vorantreiben und machen. Ganz sicher ist das Unbehagen des Schweizers gegenüber der energischen Programmatik der EWG darin begründet, daß hier ein übernationales Gebilde buchstäblich «gemacht» werden sollte. Man spricht infolgedessen bei uns von Reißbrett-Mentalität und sieht organisatorische Hemmungslosigkeit auf einem Gebiete am Werk, wo nur politische Geduld etwas Gutes zustande bringen kann. Beides ist einem nicht sympathisch: das eiskalte Europa-Management verletzt das historische Gefühl, und die aufgeheizte Europa-Rhetorik unsere Nüchtern-

heit. Aber diese unsere instinktive und nicht unberechtigte Abneigung darf nicht dazu führen, daß wir jenen schon lang geschehenen Schwund der nationalen Souveränität nicht wahrnehmen, der auch zur europäischen Wirklichkeit gehört. Wir haben als Zeitgenossen nicht so viel Freiheit, wie wir meinen, und nicht so viel Zeit zur Verfügung, wie wir möchten. Es wäre gefährlich, wenn man bei uns meinte, wir könnten als weise Buddhisten am Rande Europas zuschauen, wie die Versuche der zwischenstaatlichen Annäherungen und Vereinbarungen schiefgehen, weil man etwas zu machen versuchte, was nach unserer Meinung nur werden dürfte...

Es gibt, entgegen unseren Gefühlen, in dieser europäischen Entwicklung einige Dinge, die unbedingt *gemacht* werden mußten. Der Friede zwischen Frankreich und Deutschland gehört dazu. Schuman, de Gaulle und Adenauer haben es richtig erkannt: man darf nicht einfach und immer darauf warten, daß gewisse Erinnerungen und Affekte vermodern; man muß etwas tun, damit das gegenseitige Verhältnis ein anderes wird. Man kann Freundschaft nicht machen; aber man kann machen, daß sie möglich wird und sich eher einstellt. Es zeigt sich hier und nicht nur hier, daß es überhaupt nicht nur die beiden extremen Haltungen gibt, von denen bisher die Rede war. Zwischen der ungeduldigen Energie, die alles als «machbar» bezeichnet, und der gedanken- und mutlosen Passivität, die immer nur darauf wartet, daß etwas «wächst und wird», liegt die Möglichkeit, die praktisch oft die beste und klügste ist: *zu machen, daß etwas werden kann*.

Europa «machen» – was das heißen soll, kann niemand recht sagen. Aber machen, daß die europäische Zusammenarbeit enger wird und die Wirtschaft blüht: das scheint man zu können. Und das muß man machen, auf dem einen oder dem andern – oder einem dritten Wege. Die Wirtschaftspolitiker besitzen einen großen Katalog

von «machbaren» Dingen, Hindernissen, die abgebaut werden müssen, und Vereinbarungen, die zu treffen sind. Hingegen ist die Zurückhaltung gegenüber den Versuchen, auf dem Wege über die wirtschaftliche Integration rasch auch politische Realitäten zu machen, sicher berechtigt. Man kann wirtschaftlich programmieren; aber man kann kaum ein Europa konstruieren, das Vaterland sein sollte. Zusammenarbeiten ist leichter als zusammenleben. Denkweisen sind nicht quantifizierbar, und seelische Realitäten lassen sich nicht technisch manipulieren. Auf diesem Felde kann man nur «machen, daß etwas wird» – und das heißt: erziehen. So notwendig die Einsicht in die *rasch* fortschreitende wirtschaftliche Interdependenz der europäischen Staaten ist, so richtig ist die Überzeugung, daß die Schaffung eines nachbarlichen Klimas in Europa, in dem die Nationalismen alten Stils tatsächlich für immer verschwunden und verunmöglicht wären, eine Aufgabe für Generationen, ja von Jahrhunderten sein wird. Da braucht es so viel *Geduld* wie Energie und mehr menschliche Kleinarbeit als großräumig entwerfende Planung. – So sollte sich dieser sogenannten europäischen Integration gegenüber wohl wache Anteilnahme mit nüchterner Zurückhaltung paaren. Tätiger Anteil an diesem Prozeß des Zusammenrückens, der Annäherungen, ja der Zusammenfassungen dessen, was zusammenfaßbar und addierbar ist. Nüchternheit aber gegenüber politischen Illusionen, nüchterne Aufmerksamkeit insbesondere dann, wenn aus dem Wort «Europa» eine Parole gemacht werden soll. Man ist manchmal zu sagen versucht, der Kleinstaat habe «die Welt» nicht so sehr zu fürchten; aber der Installation «Europas» gegenüber müsse er auf dem Qui-vive sein. Die kleineuropäischen Lösungen, die jetzt in Diskussion stehen, müssen mit der Tatsache konfrontiert werden, daß die Schweiz wirtschaftlich weltweit abhängig ist. Wenn man das Wort «Europa» hochspielt und zur Parole auf-

lädt, wo es doch weder geographisch noch politisch, noch weltanschaulich eine genaue Bedeutung besitzt, kann die Einsicht in die tatsächlichen politischen und wirtschaftlichen Zusammenhänge erschwert werden. Die tatsächlichen Zusammenhänge sind atlantisch oder abendländisch oder weltweit. «Europa» ist weder politisch noch wirtschaftlich eine imperative Zielvorstellung. Es ist als Ziel immer zu weit oder zu eng. Die Zukunft gehört den «Integrationen», gewiß. Aber eben: unsere Geschichte und alle unsere Neigungen weisen uns auf diejenigen Integrationen und Föderationen hin, die man *macht*, die *freien, willentlichen Zusammenschlüsse*. Die Zukunft der freien Welt wird nicht nach fragwürdigen Völkerverwandtschaften konstruiert werden, sondern nach dem geistigen Prinzip, nach dem sich gruppiert, was in Freiheit und freier Nachbarschaft miteinander leben will. Vom Wort Europa können wir nicht ablesen, wo unsere Freunde sind, die Gleichgesinnten. Es ist uns manches «Europäische» fern; und manches sehr Ferne ist uns näher als der zufällige Nachbar.

Die Schweiz vor der europäischen Wirklichkeit? Der Titel ist vielleicht etwas zu ändern. Das Wort «europäisch» sollte nicht zu viel Gewicht haben. Die Komplexe von EWG und EFTA – was wir heute europäische Integration nennen – stellen nur einen Ausschnitt der für unser Dasein wichtigen Wirklichkeit dar. Wichtig ist das Verhältnis der Schweiz zu der *Wirklichkeit unserer Zeit* und die Frage, in welchem Maße sie den Mut hat, ihre Zukunft zu machen. Beides ist nötig: Geduld und Mut. Wobei Geduld nicht ein anderes Wort für Mutlosigkeit, Mut nicht ein anderes für Ungeduld sein soll. Mut, mitzumachen, wo etwas Neues und Besseres geschaffen wird. Und Mut, eventuell sogar allein zu bleiben, dort, wo wir gute Gründe dafür haben.

Denn Kleinmut ist die Gefahr für unsere Nation. Es ist aber nicht einzusehen, warum wir heute besondere

Gründe zum Kleinmut haben sollten. Steht es wirklich so, daß wir wie ein schlechter Schüler nur noch auf eine gute Betragen Note erpicht sein müßten, weil die Leistungen ganz ungenügend sind? Es promoviert uns niemand in die Zukunft, weil wir brav und lieb sind. Wir promovieren uns selber in die europäische Wirklichkeit von morgen, durch Arbeit und Leistung, oder wir bleiben aus eigener Schuld sitzen.

Es ist uns bei der kleinen Betrachtung um diesen *Mut* gegangen. Man muß diese scheinbar föderalistische Denkweise, diese zukunftscheue Mentalität zur Diskussion stellen, die uns glauben machen will, es gebe einen *numerus clausus* schweizerischer Möglichkeiten und der sei jetzt erschöpft. Das ist eine tödliche Denkweise. Kein Mensch wird meinen, den Schweizern des 18. und 19. Jahrhunderts sei ein besonderes Verhältnis zur Zeitmessung in die Wiege gelegt worden. Irgendwann beginnt einer Uhren zu machen in dem Kleinstaat, und bald einmal macht man sie besser als anderswo; heute scheint das selbstverständlich. Läßt sich nicht denken, es gebe auch morgen Möglichkeiten der schweizerischen Leistung, Tätigkeit, Produktion, die wir heute noch überhaupt nicht sehen? Nicht daß wir das Heil in einer totalen Industrialisierung der Schweiz sähen, keineswegs. Es ist aber mit Grund anzunehmen, daß sich auch für das Gewerbe und die Landwirtschaft um so bessere Lebensbedingungen schaffen lassen, je kräftiger die schweizerische Produktion auf dem Weltmarkt erscheint. Voraussetzung dafür wäre freilich, daß wir nie vergessen: ein winziges Land wie das unsrige kann nur prosperieren, wenn seine Bewohner fleißig und wenn sie intelligent arbeiten. Wenn möglich etwas fleißiger und mindestens so intelligent wie die anderen um uns herum. Um den Arbeitswillen und die Intelligenz richtig einsetzen zu können, wird man einigen jener eingangs genannten Entwicklungstendenzen unserer Umwelt Rechnung

tragen müssen, auch wenn, wie wir sagten, uns Planung und Organisation der Zukunft zunächst gefühlsmäßig fremd sind. Die Vorstellung, daß die Zukunft der Schweiz zu einem Teil *machbar* ist – es liegt viel daran, daß diese uns nicht vertraute, von vielen wahrscheinlich spontan als unschweizerisch bezeichnete Vorstellung Boden gewinnt in unserem Lande, von dem wir eben meinen, daß es selber viel mehr gemacht als geworden ist.

Die Zukunft, die sich «einstellt», ist die, die wir fürchten müssen. Je mehr es uns gelingt, sie auf eine bestimmte, uns gemäße Art zu schaffen, um so weniger brauchen wir sie zu fürchten. Die europäische Integration: wir denken leicht, sie sei ein Rachen, der den Kleinstaat zu verschlingen droht. Sie braucht kein Rachen zu sein, wenn es uns gelingt, die europäische Wirklichkeit von heute in unser Denken zu integrieren und möglichst viel von dem Mute zum Zeitgemäßen zurückzugewinnen, der die Schweizer von einst auszeichnete.